Filocolo in the *Troilus and Cressida.* Mr. Root is certainly near the truth when he says that 'the fact that the scene was laid in Brittany would be sufficient to explain the fanciful attribution to a Breton *lai.*' [1]

But these are matters of opinion, and in matters of opinion Professor Schofield is a free lance. For this reason, in part, his publications are invariably interesting. Then, too, although he keeps the philological faith, he is never simply the 'Herculean raker.' His style, though not always precise, is agreeable. He never, however, like Professor Saintsbury, forgets the difference between literary history and *causerie.* On account, then, of its reasonable arrangement, pleasant English, and substantial scholarship, the *English Literature From the Norman Conquest to Chaucer* is a book highly creditable to its author.

H. S. V. JONES.

UNIVERSITY OF ILLINOIS.

Analecta Germanica. Hermann Paul zum 7. August 1906 dargebracht von Anton Glock, Arthur Frey, Friedrich Wilhelm, P. Expeditus Schmidt, Michael Birkenbihl, Alois Dreyer. Amberg, H. Böes, 1906. 392 + 16 S. 4°. M 10,00.

Einem guten alten deutschen Brauche folgend hat sich eine Anzahl ehemaliger Mitglieder des unter Leitung Hermann Pauls stehenden deutschen Seminars der Universität München zusammengetan, um dem bewährten und verehrten Lehrer, der ja einer der vornehmsten und verdientesten Führer auf dem Gebiete der deutschen Philologie ist, zum 60. Geburtstage eine Reihe von Abhandlungen und Untersuchungen in Form einer Festgabe darzubringen. Ist auch die Zahl der Mitarbeiter im Verhältnis zu den Vielen, die Pauls Seminarübungen im Laufe der Jahrzehnte gehört haben, bescheiden, so ist doch die Leistung ihrem geistigen und wissenschaftlichen Gehalt nach in der Hauptsache trefflich gelungen, und sie wird zweifellos dem Gefeierten Freude und Genugtuung bereitet haben. Ganz besonders ist auch die gediegene, ja kostbare Aus-

[1] R. K. Root, *The Poetry of Chaucer*, p. 274.

stattung des Buches hervorzuheben ; sie ist ein schönes Zeichen für die Opferwilligkeit des Verlegers, der selbst einst auch zu Pauls Schülern gezählt hat.

Der Inhalt des stattlichen Bandes ist folgender :

1. *Zur Mysterienbühne.* Von *A. Glock* (S. 1–18.) Auf Grund genauer Betrachtung einiger alt überlieferter Bühnenanweisungen und richtiger Deutung alter lateinischer Ausdrücke, die gewisse Örtlichkeiten in den Kirchen bezeichnen, kommt der Verfasser in zutreffender Ergänzung der bisherigen Forschung zu dem Ergebnis, dass die in den Kirchen aufgeführten Osterfeiern im Chor und beim Hochaltar stattfanden, wenn man *kein* eigentliches 'Heiliges Grab' hatte. Wurde aber ein solches verwendet, so wurde eine passende Stelle des Kirchenschiffes oder irgend ein Nebenraum, ein Seitenaltar oder ein Grabmal dazu genommen, nicht, wie man noch mehrfach annahm, der Hochaltar. Die szenische Einrichtung war immer sehr einfach, in der ältesten Zeit hat man nicht einmal einen erhöhten Schauplatz in der Kirche gehabt. Glocks Ausführungen sind klar und überzeugend ; nur hätte er besser gethan, die entschieden richtigere Schreibung *Misterium* als Ableitung von *ministerium* = *kirchliche Handlung* statt *Mysterium* zu wählen.

2. *Beiträge zur Syntax des Schweizerischen.* Von *A. Frey* (S. 19–46.) Wissenschaftlich getreue und zuverlässige Darstellungen der deutschen Mundarten—in phonetischer, grammatischer, syntactischer und lexikalischer Hinsicht—sind eine Forderung, die immer wieder mit grösstem Nachdruck erhoben werden muss ; denn wenn es auch einige und zwar recht gute Arbeiten dieser Art gibt, so fehlt doch noch unendlich viel. A. Frey wäre der Mann, seine heimische Mundart einmal ausführlich zu behandeln. Die Proben in diesem Bande, die nur einige wenige, willkürlich ausgewählte, aber besonders anziehende syntaktische Tatsachen besprechen, reizen den Germanisten, noch viel mehr zu erfahren, als hier geboten ist. Das Schweizerdeutsch ist ja in jeder Beziehung eine der eigenartigsten und lehrreichsten Mundarten ; dass das auch für die Syntax zutrifft, beweisen die hier vorgelegten, trefflich bearbeiteten Beispiele, die nur den einen Fehler haben, dass ihrer zu wenig sind.

3. *Sankt Afra.* Eine schwäbische Reimlegende. Kritisch bearbeitet von *F. Wilhelm* (S. 43–169.) Diese Arbeit ist die beste Leistung des ganzen Bandes ; sie erweist den jungen Gelehrten, der sich schon 1904 durch seine ungemein gründliche und sorgsame

Geschichte der handschriftlichen Überlieferung von Strickers Karl dem Grossen trefflich in die Wissenschaft eingeführt hat, von neuem als einen tüchtigen, umsichtigen und kenntnisreichen Forscher. Die *Abhandlung* (von S. 85 an) behandelt erschöpfend alle mit dem Denkmal verknüpften Fragen. Sie gibt eine genaue Beschreibung der Handschriften A (Cgm 751) und B (Cgm 402), die beide der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehören und auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen, die nicht vor 1454 und nicht nach 1469 geschrieben sein kann. Aus ihrem Verhältnis zu einander ergibt sich, dass keine von beiden bedingungslos als Grundlage eines kritischen Textes dienen kann, dass aber *A* als die sorgfältigere den Vorzug verdient. Der zweite Abschnitt behandelt die Quellen der Legende, die sich in allem Wesentlichen leicht in einigen lateinischen Darstellungen der Geschichte des heiligen Narcissus und der heiligen Afra feststellen liessen.—Sehr wichtig ist das dritte Kapitel *Sprache und Metrik.* Wir finden in ihm zunächst eine Übersicht über die Reime, nach Vokalismus und Konsonantismus geordnet, aus der sich, wie auch aus andern Umständen, klar ergibt, dass das Gedicht nach Ostschwaben, ja fast sicher nach Augsburg gehört. Bei der nun folgenden Betrachtung des Wortschatzes hätte noch mit Nutzen das *Historische Wörterbuch der elsässischen Mundart* von Charles Schmidt (Strassburg 1901) vergleichsweise herangezogen werden können ; es finden sich darin z. B. lehrreiche Bemerkungen über *eiz,* das als *Aisse* noch heut fortlebt. Zu dem Worte *halt* ist zu bemerken, dass es zwar einerseits gewiss auf den alten Komparativ got. *haldis,* ahd. *halto* zurückzuführen ist, dass aber auch eine andere Erklärung als formelhafte Verkürzung aus dem Verbum *halten* = *meinen* infolge Wegfalls des Pronomens *ich* in Betracht kommt. Ob man eine Verschmelzung mit dem komparativischen *halt* annehmen will, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls ist das Wort erheblich weiter verbreitet, als W. annimmt; es ist z. B. in allen schlesischen und den österreichischen Mundarten durchaus häufig, auch jetzt noch. Unter der Überschrift *Sprache* hätte übrigens auch auf die wichtigsten grammatischen Erscheinungen eingegangen werden sollen, wie z. B. vor allem auf die altertümlichen Formen der schwachen Verben auf *-ôt, -ôte* wie *petoten,* V. 299 (in beiden Handschriften), *creützigoten,* V. 317, *genagelott,* V. 536, im Reim auf *verspott* ; denn solche Formen sind für die Sprache überhaupt nicht minder

wichtig als für die Reimtechnik, bei der der Verfasser allerdings S. 115 von ihnen gesprochen hat.—Die metrische Untersuchung gewinnt dadurch eine weit ausgreifende Bedeutung, dass sie sich nicht auf das Gedicht unmittelbar beschränkt; sondern auch die noch immer viel umstrittene Frage nach der Einheitlichkeit der mhd. Dichtersprache erörtert. W. steht, wie auch mir scheinen will, mit Recht auf dem Standpunkte, dass jene tatsächlich vorhandene Einheitlichkeit im dichterischen Ausdruck nicht sowohl auf rein sprachliche, als vielmehr auf stilistische Übereinstimmungen zurückzuführen ist, so dass also richtiger nur von einer verhältnismässig gemeinsamen poetischen Technik zu reden wäre. Sehr beachtenswert sind auch die Ausführungen über die Schwankungen und Verschiedenheiten der mundartlichen Ausspracheformen, die auch für den Versbau sehr zu berücksichtigen sind; es sind also in demselben Gedicht unbedenklich Formen wie *cápellàn, caplán, cáplan* oder *getöttet, getött* oder *gern, geren* als nebeneinander möglich anzusehen; solche verschiedenen Formen und Betonungen sind ja noch heute in unserer Sprache, in der Schriftsprache wie in den Mundarten in Hülle und Fülle zu beobachten. Dahin gehört besonders die Behandlung des schwachen *e* in Vor- und Nachsilben, des Endungs-*e*, das Svarabhakti u. a. Aus allen diesen Dingen aber geht wiederum das eine klar hervor, dass eines der wichtigsten Bedürfnisse unserer Wissenschaft die weitere Ausarbeitung von Grammatiken der Mundarten ist.

Der *vierte* Abschnitt skizziert noch kurz die literarische Stellung der Legende, und der Anhang bietet dankenswerte Proben von fünf Prosafassungen derselben (aus Cgm. 6, aus dem Jenaer Martyrologium, aus dem Wenzelpassional, dem Bebenhauser Legendar in Cgm. 257 und aus dem Druck von Silvanus Otmar von 1516).

Zum *Text* der Legende, der unter Beibehaltung der Schreibung von A kritisch abgedruckt ist und die Abweichungen der Handschriften sowie wichtige Stellen der Quellen darbietet, möchte ich folgendes bemerken: V. 121, *Nv tůt vns die gschrifft das bekant* klingt recht holprig, wenn wir, wozu W. geneigt scheint, jambischen Rhythmus annehmen; entweder müssen wir hinter der ersten Hebung zweisilbige Senkung setzen, was gewiss zuzugeben ist, oder wir könnten *das* als überschüssig streichen.—V. 182 *oͤchen* und 798 *ochein.* Dieses Wort hat in unserm Gedicht sicher die Lautform *oechein;* 182 haben wir da den einwandfreien Reim *weichen*

ein (Hs. *jn*) : *oechein,* und V. 797 liegt die Sache genau so, denn in V. 797/8 *Vnd weicht czu° einem priester jn | Dyonisium Affra oechein* ist das handschriftliche *jn* als *ein,* d. h. als Adverb zum Verbum *weicht* zu fassen und nicht als Pronomen personale *in,* wie W. S. 112 irrtümlich sagt ; V. 1155 findet sich noch einmal dieselbe Formel. Freilich hilft dies auch nicht dazu, die Unklarheit in Bezug auf die Reime *i* : *î* und *i* : *ei* zu heben.—V. 299 würde es sich gegen W., der übrigens hier gegen seine eigene S. 115 geäusserte Meinung verfährt, empfehlen, die in beiden Handschriften überlieferte Form *pettoten* stehen zu lassen, anstatt sie in *petten* zu ändern, da ja auch die leichte zweisilbige Senkung nichts Anstössiges hat.—V. 301 ist nicht in Ordnung ; ich sehe eine leichte Heilung darin, den Punkt hinter 301 zu streichen und das Wörtchen *es* sowie *do* in 302 zu tilgen. So erhalten wir die inhaltlich und formell befriedigenden Verse :—

Bis das an dem morgen fru°
komen gschlichen specher czu°.

In 302 das handschriftliche *die* vor *specher* zu beseitigen, ist nicht durchaus nötig.—V. 444. Die Einsetzung der Form *arebait* statt des überlieferten *arbait* ist unnötig, der S. 129 dafür angegebene Grund hinfällig ; denn man muss doch nicht lesen :—

díe man dóch on grósz arbaít,

sondern man liest viel besser :—

die | mán doch ón grosz árbaìt.

V. 708 *pett* ist, nur des Versmasses wegen, statt *gepett* eingesetzt ; war V. 503 dieses Verfahren erklärlich und zu billigen, so ist es hier meines Erachtens nicht unbedingt nötig (trotz der Bemerkungen S. 130); denn die zweisilbige Senkung würde wieder nicht stören. Sie findet sich auch sonst, z. B. V. 575, 869, 1129 (wo die in der Anmerkung angegebene Lesung zwar möglich, aber nicht zwingend notwendig ist).—V. 844. Hinter diesem Verse fehlt ein Semikolon.—V. 872 ist das *e* der Vorsilbe gegen die Handschriften getilgt, was mir aus den eben angeführten Gründen wieder nicht ganz notwendig erscheint.—V. 929 gehört zu den S. 149 besprochenen Fällen ; ich werfe die Frage auf, ob es da nicht doch besser ist, ein *e* der Vorsilben, hier in *angesicht,* mit den Handschriften

stehen zu lassen und in unserm Verse es dem Zufall oder der Absicht des Lesers anheim geben, ob das *e* in *angesicht* oder in *gesponsen* synkopiert wird. Da in solchen Beziehungen der Herausgeber eben nie ein objektiv entscheidendes Urteil, sondern immer nur seine subjektive Meinung bieten kann, ist vielleicht der subjektiven und augenblicklichen lautlichen Gestaltung des Textes durch den Leser mehr Spielraum zu gewähren.—V. 947 würde ich *müge* statt *müg* vorziehen.—V. 991 *pett* ist wieder statt *gepett* eingesetzt, meines Erachtens wieder ohne zwingenden Grund, da sich leichte zweisilbige Auftakte auch sonst finden (z. B. V. 650, 702).

4. *Ein Spiel vom Verlorenen Sohne* am Pfalz-Zweibrückener Hofe. Nach der Handschrift des Pfalzgrafen Philipp Ludwig im K. Geheimen Hausarchive zu München mit Anmerkungen herausgegeben von *P. E. Schmidt,* O. F. M., (S. 171–260). Sehr willkommen ist der Text, der 1504 Reimverse umfasst. Er wurde von dem erst acht Jahre alten Pfalzgrafen Philipp Ludwig 1556 niedergeschrieben, als das Stück am Hofe aufgeführt wurde. Die Anmerkungen, von denen der Herausgeber spricht, sind eigentlich drei kleine Abhandlungen. Die erste beschäftigt sich mit der Bedeutung des Spiels für die Erziehungsgeschichte der Wittelsbacher, die zweite mit der Bühnentechnik jener Zeit, die dritte mit der Geschichte des Prodigusstoffes, der ja im Drama des 16. Jahrhunderts ausserordentlich beliebt war. Absichtlich hat der Herausgeber auf eine philologisch-sprachliche Durcharbeitung des Textes verzichtet, die übrigens noch eine ganz dankbare Aufgabe wäre.[1] Die Bühnentechnik, die wir aus ungewönlich exakten Bühnenanweisungen hier recht genau kennen lernen, stimmt bis auf einige wenige Abweichungen mit der, die Sch. in seinem Buche 'Die Bühnenverhältnisse des deutschen Schuldramas und seiner volkstümlichen Ableger im 16. Jahrhundert (Berlin 1903) geschildert hat überein. Literarisch am wichtigsten ist die Vergleichung des Stückes mit andern Prodigusdramen, vor allem mit dem Jörg Binders und W. Schmeltzls, zu denen das vorliegende Werk sehr enge Beziehungen aufweist. Wer der Bearbeiter desselben war, ist nicht bekannt,

[1] V. 81 ist *Bis* zu lesen statt *Bist,* V. 100 wahrscheinlich: *Ein solches* [oder *solich*] *grosses leid kompt mir.* V. 379 lies *mit* statt *nit,* V. 380 lies *nit* statt *mit.* —V. 388 lies *das* [oder *mein*] *recht* statt *brech.*

vielleicht hat er eine frühere Fassung von Schmeltzls Werk vor sich gehabt.[1]

5. *Die orientalischen Elemente in der Poesie Heinrich Heines.* Von *M. Birkenbihl* (S. 261–322.) Diese Arbeit ist die einzige, die keinen erfreulichen Eindruck macht. Nicht nur, dass die Abhandlung vorzeitig abgebrochen ist—wegen des Drängens der Druckerei !—sie zeigt auch von einem einseitigen Hange zum Kleinlichen und zur Parallelenjägerei, wie er in diesem Grade nicht oft zu finden ist. Verfasser hat glücklich herausgefunden, dass Heine schon seit der Studentenzeit orientalische Studien getrieben und besonders auch mit dem Persischen sich beschäftigt hat, und sucht nun nachzuweisen, dass eine Fülle von Einzelnheiten und Zügen unmittelbarem Anschluss an persische oder andere orientalische Dichter oder ihrer Nachahmung entstammen. Zweifellos richtig ist daran selbstverständlich, dass Heine durch den Orient beeinflusst ist, und zahlreiche Stellen in seinen Werken zeugen dafür, dass er orientalische Bilder, Gleichnisse usw. liebt. Wie unreif der Verfasser über diese Dinge urteilt, zeigen etwa die Worte (S. 277): 'Man hat bisher durchweg angenommen, dass Heines Kunst in der Beseelung der leblosen Natur, sowie in der Personifikation der Blumen, Sterne und Tiere unmittelbar auf ähnliche Stellen in den Werken der Romantiker und im Volkslied zurückgehe. Ich glaube, noch weit stärker als durch die Romantik wurde Heine hier von den Persern beeinflusst.' Als ob Heine es nötig gehabt hätte auf die Romantiker oder das Volkslied *bewusst zurückzugehen !* Als ob nicht dichterische Phantasie von selbst, unwillkürlich und unbewusst zu solchen sprachlichen Ausdrucksmitteln gelangen könnte ! Wenn Heine dergleichen hat, so ist das doch in den weitaus meisten Fällen nicht absichtliche Nachahmung, sondern es ist Geist und Stimmung der Zeit, die in seiner besonderen dichterischen Begabung ihren besonderen Niederschlag finden.

[1] Das schwierige Wort *Zod jungfraw* glaubt Sch. als *Zofe* erklären zu sollen und bringt es mit *zötten* = kämmen, Zöpfe flechten zusammen. Ich denke dabei auch an *Zotter*, *Gezetter* = unordentliches Gefolge (s. Ch. Schmidt, Wörterb. der elsäss. Ma., S. 443, 145) und meine, dass wohl auch etwas von der unanständigen Bedeutung des Wortes *Zette* dem Worte anhaften mag, wozu vor allem auch die *Greta hore* bei B. Waldis (s. S. 246) veranlasst. Die *Zod jungfraw* ist also vielleicht ein leichtfertiges Mädchen im Gefolge der andern, ein leichtfertiges Dienstmädchen.

Wenn man in jeder Stelle z. B., wo Rose und Nachtigall erwähnt werden, eine unmittelbare Einwirkung des Hafis sehen wollen, dann bleibt ja vom Dichter Heine gar nichts übrig, dann ist er ja nur Mosaikarbeiter. Zudem ist das orientalische Kostüm damals die allbeliebte Mode; Goethe, Byron, Thomas Moore und viele andre haben kräftig Stimmung dafür gemacht. Geradezu komisch wirkt es aber, wenn Birkenbihl das so echt Heinesche Gedicht aus den Nordseebildern'

> Wie auch die Welt so traulich und lieblich
> Im Römerglas sich wiederspiegelt
> . . . .
> Vor allem aber das Bild der Geliebten,
> Das Engelköpfchen auf Rheinweingoldgrund

S. 294 allen Ernstes auf *Hafis* zurückführen will; als ob dieser Orientale sein Ideal—ein *blondes* Engelsköpfchen—im Römer auf Reinweingoldgrund auch nur sich vorstellen könnte! Noch heiterer ist es, wenn das Wort *Rosenöl* in einem Gedichte (Elster, II, 286) gewissenhaft aufgefasst wird (S. 308) als 'vielleicht eine Reminiszenz an das Buch: Orientalisches Rosenöl. Stuttgart und Tübingen, Cotta, 1815.' Da geht denn die Gelehrsamkeit doch etwas zu weit; auch damals hat gewiss schon jeder einigermassen Gebildete gewusst, was Rosenöl ist, so gut wie heute. Wie einflussreich die indirekten Wege sind, auf denen Heine zur Kenntnis des Orients gelangen konnte, möge B. einmal, wenigstens was Byron anlangt, im fünften Kapitel von W. Ochsenbeins Buch 'Die Aufnahme Lord Byrons in Deutschland und sein Einfluss auf den jungen Heine' (Bern 1905) nachlesen.—Übrigens begegnet es dem Verfasser auch einmal, einen sicher—wie der ganze Zusammenhang ergibt—ironisch gemeinten Ausspruch Heines als bittern Ernst aufzufassen, wie S. 264 das lange Zitat aus der 'Romantischen Schule' über A. W. Schlegel beweist. Das Heranziehen des Sonetts 'Aucassin und Nicolette,' S. 271, ist unkritisch.—Im zweiten Teil seiner Abhandlung sammelt B. noch ziemlich mechanisch eine Menge Stellen, in denen irgend etwas Orientalisches vorkommt.

Schon diese wenigen Bemerkungen werden gezeigt haben, dass die Untersuchung als verfehlt zu betrachten ist.

6. *Hans Sachs in München und die gleichzeitigen Münchener Meistersänger.* Beiträge zur Geschichte des Meistergesanges. Von

A. Dreyer. S. 323–389. Die Überschrift unterrichtet hinlänglich über den Inhalt dieser wertvollen Studie, die einen schätzenswerten Beitrag zu der noch immer recht mangelhaft bekannten Geschichte der deutschen Meistersingerei liefert. Sie stellt sorgfältig Hans Sachsens Beziehungen zu München fest und bespricht die Verhältnisse und Mitglieder der Münchener Singschule, die übrigens keine besonders grosse Bedeutung gehabt hat. Sehr wertvoll sind auch die Beilagen. Sie bieten zunächst eine Reihe bisher noch nicht veröffentlichter Gedichte von Jörg Schiller,[1] Albrecht Lesch, Jörg Schechner, Niklas Zimmermann, Jeronimus Drabolt und Katharina Holl. Es folgen dann zwei 'Verzeichnisse von Dichtern, die Töne von Münchener Meistersängern als Vorlage benützten' und ein recht lehrreiches, von Adam Guschmanns Tabulatur völlig unabhängiges '*Schulregister*' aus einer Handschrift der Münchener Universitäts-Bibliothek (Cod. Ms., 826, 4°). Ganz besonders rühmenswert ist es endlich, dass dieser Abhandlung auch noch 16 Seiten Nebenbeilagen beigegeben sind, die vier Lieder in der ursprünglichen Niederschrift mit Noten und Text und dahinter auch eine moderne Übertragung (von Th. Kroyer) enthalten.

HERMANN JANTZEN.

KÖNIGSBERG I. PR.

Das St. Galler Spiel von der Kindheit Jesu. Untersuchungen und Text, von Joseph Klapper. (*Germanistische Abhandlungen*, begründet von Karl Weinhold, herausgegeben von Friedrich Vogt, 21. Heft). Breslau, 1904. 129 pp. 4.40 Mk.

Klapper's work contains an exhaustive study and a carefully revised text of the St. Gall Christmas play. The play with brief introduction has already been published by Mone (*Schauspiele des Mittelalters*, 1846); Klapper's new text, however, is not only convenient for reference in following his investigations, but is welcome

[1] Dieses '*hübsch Lied von fünff Frawen wy sie einander clagten yber jre man*' braucht übrigens nicht aus dem Leben gegriffen zu sein, wie D. auf S. 340 sagt, sondern es gehört in denselben Zusammenhang wie die Wettgedichte, die ich in meiner 'Geschichte des deutschen Streitgedichtes' (Breslau 1896) S. 67 besprochen habe.